

Kurzanzeigen = Annonces sommaires

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Vox Romanica**

Band (Jahr): **25 (1966)**

PDF erstellt am: **22.09.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Kurzanzeigen – Annonces sommaires

ANTON MARTY, *Nachgelassene Schriften I: Psyche und Sprachstruktur* (R. Engler), p. 338. – HERMANN RÖNSCH, *Itala und Vulgata* (A. Labhardt), p. 339. – *Textes médiévaux français et romans, des gloses latines à la fin du XV^e siècle* (J. Rychner), p. 341. – MARIA PROVVIDENZA LA VALVA, *Rime italiane del Duecento* (P. Wunderli), p. 341. – DIETER GEISSENDÖRFER, *Der Ursprung der Gorgia Toscana* (K. Huber), p. 344. – LOUIS DUPONT, *Les pièges du vocabulaire italien* (C. Th. G.), p. 344. – RAPHAEL LEVY, *Trésor de la Langue des Juifs français au moyen âge* (C. Th. G.), p. 345. – ALBERT HENRY, *Wallon et Wallonie, esquisse d'une histoire sémantique* (C. Th. G.), p. 346. – HANS-WILHELM KLEIN, *Phonetik und Phonologie des heutigen Französisch* (G. H.), p. 347. – KRISTOFFER NYROP, *Manuel phonétique du français parlé* (G. H.), p. 349.

ANTON MARTY, *Nachgelassene Schriften aus « Untersuchungen zur Grundlegung der allgemeinen Grammatik und Sprachphilosophie ». I: Psyche und Sprachstruktur*. Mit einer Einleitung und Anmerkungen herausgegeben von OTTO FUNKE, zweite, durchgesehene Auflage, Bern 1965, 239 p.

In erster Auflage 1940 erschienen, bildet *Psyche und Sprachstruktur* (Teil I der *Nachgelassenen Schriften*) den Beginn und zeitlich den Abschluß einer Publikationsreihe, die Otto Funke 1925 mit *Satz und Wort* (Reichenberg, als Teil II Bern 1950) begonnen, mit *Über Wert und Methode einer allgemeinen beschreibenden Bedeutungslehre* 1926 (Bern 1950 als Teil III) weitergeführt hatte. Die drei Teile zusammen können als zweiter Band der 1908 von Marty selbst veröffentlichten *Untersuchungen* gelten; die Aufgabe bleibt gestellt, dieses Ganze in seiner historischen Situierung und «in the light of recent trends and results of linguistics» (Lotz, p. 265) zu würdigen. Der vorliegende Band enthält neben einer ausgezeichneten *Einleitung* Funkes: *Planskizzen und Entwürfe* zur Genesis der *Untersuchungen*, Martys Vorlesung *Grundfragen der Sprachphilosophie* von 1904 – die vielleicht beste Gelegenheit, seine Lehre rasch und sicher kennenzulernen –, Kapitel über die *Logisch begründeten Synsemantika* und den schon Leipzig 1928 (in Otto Funke, *Grundfragen zur Bedeutungslehre*) vorpublizierten Abschnitt über *Die logisch nicht gegliederten Synsemantika*. (*Autosemantika* – Selbstbedeuter – sind «Ausdrucksmittel, die selbständige, für sich mitteilbare psychische Phänomene [...] zur Bedeutung haben», *Synsemantika* – Mitbedeuter – «Sprachmittel, die nur im Gesamtorganismus der Rede als Glieder einer Ganzheit [...] fungieren», p. 16.) Es ist auch aus dieser Inhaltsangabe leicht zu erkennen, wie Marty die Sprache von einem philosophischen Standpunkt her angreift, die Lautung von der Bedeutung aus betrachtet und – nach Saussureschen Scheidungen zu reden – hauptsächlich eine synchronische *linguistique de la parole* pflegt.

Folgende Rezensionen sind seit 1940 zu Marty erschienen: Brøndal *AL* 2 (1941), 183; Otto *ASNS* 179 (1941), 89–101 (*Anton Martys Sprachphilosophie*); Pisani *AGI* 34 (1942), 109–110; Kainz *Lbl.* 64 (1943), 1–5; Stern *SN* 16 (1944), 288; Van Haecht *Erasmus* 1 (1947), 468–471; De Witte *Tijdschrift voor Philosophie* 12 (1950), 763–764; Leopold *Language* 27 (1951), 367–370; Porzig *DL* 72 (1951), 439; Buyssens *RBPH* 30 (1952), 182–184; Lotz *Word* 8 (1952), 264–265; Kandler *IF* 60 (1952), 314–317; Sandmann *MLR* 48 (1953), 77–78; Preusler *IF* 61 (1954), 277–279; Hallig *ZRPh.* 73 (1957), 160–164, ab 1950 besonders (aber nicht ausschließlich) Teil II und III betreffend, weshalb wir gleich auch die Besprechungen Karg-Gasterstädt *Literarisches Centralblatt* 76 (1925), 2050; Ries *Lbl.* 47 (1926), 337–341; Kastil *ASNS* 151 (1926), 104–107, mitverzeichnen wollen. Die von Kainz speziell zu Nota 2, p. 15–16, vorgeschlagenen «Berichtigungen» haben in der zweiten Auflage keinen Niederschlag gefunden. Diese unterscheidet sich von der ersten einzig durch eine Seite *Addenda* am Schluß des Bandes, wohl auch durch die Korrektur von Druckfehlern. Es bleibt uns, da p. 12 Martys Verhältnis zu Saussure erwähnt ist, folgende Bemerkung anzufügen: Saussures Scheidung der Sprachwissenschaft in Synchronie und Diachronie ist auf ca. 1890 anzusetzen, also fast gleichzeitig zu Marty. An Beeinflussung hat wohl auch Funke nicht gedacht, sie ist im einen wie im andern Sinne auszuschließen. Hingegen geht Kandler sicher fehl, wenn er Marty fehlendes Verständnis für das Problem der *langue* gegenüber der *parole* vorwirft. Es ist im Gegenteil «wirklich auffällig, wie nahe sich die Grundgedanken der Saussureschen Schule und die Martys stehen, trotzdem sie aus so verschiedenen Quellen fließen». So schreibt K. Jaberg (*RLiR* 2 [1926], 13), wobei er allerdings Bally anvisiert. Auch den dritten Genfer, Sechehaye, finden wir neben Marty in der gemeinsamen Opposition zu Wundt. Es ist zu hoffen, daß durch Funkes beharrliche Herausgebertätigkeit neues Interesse an Marty allgemein wird.

Rudolf Engler

*

HERMANN RÖNSCH, *Itala und Vulgata. Das Sprachidiom der urchristlichen Itala und der katholischen Vulgata, unter Berücksichtigung der römischen Volkssprache durch Beispiele erläutert.* Neudruck der zweiten, berichtigten und vermehrten Ausgabe, München 1965.

Lorsque Hermann Rönsch mourut, le 5 novembre 1888, il laissait dans ses papiers trois exemplaires interfoliés de son *Itala und Vulgata* avec d'innombrables notes manuscrites, «die eine Bearbeitung derselben sehr erleichtern werden» (K. Vollmöller in *Bursian, Biographisches Jahrbuch* 12 [1889], 160). Il laissait également un texte inédit, intitulé *Die ältesten lateinischen Bibelübersetzungen nach ihrem Werte für die lateinische Sprachwissenschaft*, qu'il destinait peut-être à remplacer l'introduction primitive dans une nouvelle édition. Ce texte a été publié dans les *Collectanea philologa von Hermann Rönsch. Nach dem Tode des Verfassers herausgegeben von Carl Wagener*, Bremen 1891, p. 1–20, à l'occasion du soixantième anniversaire de Eduard Wölfflin¹.

¹ Les *Collectanea philologa* sont un complément indispensable à *Itala und Vulgata*. Outre l'inédit mentionné ci-dessus, ce recueil renferme 54 articles, dispersés dans 13 revues et tous postérieurs à cet ouvrage, qui connut deux éditions du vivant de l'auteur (Marburg 1869 et 1875).

Synthèse succincte des observations recueillies par l'auteur, il résume en ces termes la portée linguistique des anciennes versions latines de la Bible (p. 5):

«Nach unserem Dafürhalten ... besteht die philologische Bedeutsamkeit der *Itala* darin, daß sie durch ihr Idiom

1. den Sprachschatz durch Neubildung von Wörtern, von Wortformen und Verbindungen ansehnlich bereicherte;
2. die Bedeutung schon vorhandener Ausdrücke analogisch erweiterte;
3. das in der Schriftsprache bereits Erstorbene aufs neue belebte und bewahrte;
4. die Kenntnis von der römischen Volkssprache sichergestellt und gefördert hat, dadurch aber auch
5. die unmittelbare Quelle der römischen Tochtersprachen, also der sogenannten romanischen Sprachen geworden ist.»

Ces quelques lignes font bien ressortir l'importance de l'*Itala* – désignation générique remplacée avec raison aujourd'hui par celle de *Vetus Latina* – pour l'histoire du latin «vulgaire» et des langues romanes. A défaut de posséder les matériaux laissés inédits par Rönsch, il faut saluer l'initiative prise par le distingué romaniste de Giessen, M. Hans-Wilhelm Klein, et les éditions Hueber de réimprimer la seconde édition de l'ouvrage majeur de Rönsch, qui n'a pas été remplacé, malgré les progrès accomplis en un siècle dans ce domaine. Il ne le sera certes pas de longtemps, si l'on songe à l'enrichissement des données qu'apporte et continuera d'apporter la *Vetus Latina* des moines bénédictins de Beuron, dont notre génération ne verra pas l'achèvement. Au reste Rönsch avait lui-même conscience (Vorwort, p. VII) que son entreprise dépassait par définition les forces d'un seul homme.

Il ne saurait être question de reprendre ici l'examen détaillé d'une œuvre presque centenaire. Nous rappellerons toutefois, à l'intention de ceux qui ne sont pas encore familiarisés avec elle, que Rönsch venait de la théologie (il fut en dernier lieu archidiacre de la paroisse luthérienne de Lobenstein en Thuringe) et non de la philologie ou de la linguistique. Aussi l'explication qu'il propose des faits de langue n'est-elle pas toujours à la mesure de la conscience avec laquelle il a recueilli les données dispersées dans d'innombrables manuscrits et éditions. Mais si les explications passent, les données subsistent ! D'autre part, les versions latines de la Bible qu'il utilise appartiennent à des époques différentes et ne peuvent être le plus souvent datées avec certitude, d'où l'impossibilité de procéder à un classement chronologique assuré des phénomènes constatés. Il n'en demeure pas moins que le grand mérite de Rönsch a été de confronter la langue des anciennes versions bibliques non seulement avec l'usage patristique, mais aussi avec celui des écrivains profanes, en remontant au besoin jusqu'à Plaute. Il a contribué par là à faire échec à la grande tentation de la jeune linguistique romane, consistant à reconstruire le latin «vulgaire» postérieur dans l'abstrait, à partir des langues issues de lui. Quoi qu'il en soit de cet aspect particulier, Vollmöller, le fondateur des *Romanische Forschungen*, a raison d'affirmer (*loc. cit.*, p. 159) que Rönsch a été le «Begründer eines neuen Zweiges der lateinischen Sprachforschung, der wissenschaftlichen Behandlung des Bibellateins».

André Labhardt

*

Textes médiévaux français et romans, des gloses latines à la fin du XV^e siècle, choisis et présentés par BERNARD POTTIER, Paris 1964, 197 p.

La nouveauté et l'intérêt du recueil résident dans les versions espagnoles, portugaises, italiennes ou catalanes qui accompagnent plusieurs des textes français: *Saint Alexis*, romans d'*Alexandre*, de *Troie*, de *Thèbes*, *Queste del saint Graal*, *Livre des trois vertus*, *Belle dame sans merci*, etc. Les extraits sont très sommairement présentés; il n'y a ni notes ni glossaire, et les textes eux-mêmes semblent ne pas avoir été revus avec le soin nécessaire. C'est du moins ce qu'il me paraît à la lecture du troisième d'entre eux, les *Serments de Strasbourg*, où je trouve un *adiudha* avec un *d* de trop (exponctué dans le manuscrit), un *altre si* en deux mots, une curieuse virgule après *sagrament*, et un *lostanit* compact qu'on accepterait peut-être dans une édition diplomatique, mais qui, ici, accuse chez l'éditeur une excessive discrétion.

Jean Rychner

*

MARIA PROVVIDENZA LA VALVA, *Rime italiane del Duecento* a cura di M. P. L. V. (*Sammlung romanischer Übungstexte 50*), Tübingen 1965, XIV + 82 p.

Obwohl die *Sammlung romanischer Übungstexte* in vorwiegendem Maße den gallo-romanischen Sprachraum berücksichtigt, kommen doch auch immer wieder andere Teile der Romania zum Zuge. Besonders zu begrüßen ist das neuste Bändchen der *Rime italiane del Duecento*, das endlich wieder eine kleine Sammlung von italienischen Gedichten des so fruchtbaren 13. Jahrhunderts für die Hand des Studenten und für Seminarübungen bringt. Daß diese beschränkte Auswahl die großen, in der Regel jedoch allzu teuren Anthologien nicht ersetzen kann, versteht sich von selbst¹; als Übungs- und Arbeitsinstrument ergänzt das vorliegende Bändchen sie jedoch in willkommener Weise.

Nach einer kurzen Einführung (p. VII/VIII)², einer knappen Bibliographie (p. VIII–XII), einigen Bemerkungen über die Darstellung der metrischen Schemen (p. XII/XIII) und einem Abkürzungsverzeichnis (p. XIV) folgen 29 Gedichte, die nach Schulen (*Poeti siculo meridionali*, p. 1–35; *Poeti toscani*, p. 35–49; *Poesia religiosa*, p. 49–57; *Poesia comico-realistica*, p. 57–59; *Dolce stil nuovo*, p. 59–71) geordnet und innerhalb dieser Gruppen (soweit als möglich) chronologisch präsentiert sind. Jeder Autor ist mit einer kurzen biographischen Einführung bedacht, zu der sich Angaben über allfällige kritische Editionen, die wichtigsten Handschriften, in denen ein Gedicht überliefert ist, die Ausgabe, der der vorgelegte Text entstammt³, und eine

¹ Wir denken hier in erster Linie an G. CONTINI, *Poeti del Duecento*, 2 vol., Milano-Napoli 1960; B. PANVINI, *Le rime della scuola siciliana*, vol. 1, Firenze 1962; E. MONACI, *Crestomazia italiana dei primi secoli*, nuova edizione riveduta e aumentata per cura di F. ARESE, Roma – Napoli – Città di Castello 1955. – Für weitere Anthologien cf. LA VALVA, p. X/XI.

² Die p. VII aufgestellte Behauptung, man vernachlässige heute im Ausland die Lyrik des '200 weitgehend und beginne im Ausland erst mit Dante, scheint uns mehr als überspitzt zu sein und dürfte einer näheren Prüfung nicht standhalten.

³ Hauptgrundlage für die Sammlung bildet die in N 1 erwähnte Anthologie CON-

metrische Analyse gesellen. Bedauerlich scheint uns, daß ein Variantenapparat vollständig fehlt; da es sich um eine Sammlung von Übungstexten handelt, sollten doch zumindest die Prinzipien der Editionstechnik gestreift werden können, was nur anhand eines (evtl. beschränkten) kritischen Apparates möglich ist. Diskutabel ist bis zu einem gewissen Grade auch die Auswahl der Gedichte. Man mag uns entgegenhalten, über diesen Punkt könne immer gestritten werden – die Verfasserin weist selbst darauf hin, um allfälligen Einwänden im voraus die Spitze zu brechen (cf. p. VII) –, doch will uns das Bestreben, «di offrire un quadro completo delle forme metriche adottate create o innovate dai poeti italiani del Duecento, affinché esso possa consentire eventuali parallelismi con altra poesia coeva, ...»⁴, nicht als geeignetes Auswahlprinzip für eine Anthologie erscheinen. Mag es für eine metrische Untersuchung seine Gültigkeit haben, so betont es im hier vorliegenden Rahmen die rein technisch-formale Komponente gegenüber der inhaltlich-aussagenden in ungebührlicher Art und Weise und kann kaum mehr als zeitgemäß gelten. So glauben wir, hätten zum Beispiel inhaltlich wenig hergebende und zudem nicht mit Sicherheit attribuierbare Texte wie die Nummern III (Giovanni di Brienne) und IX (Manfredi) durch wesentlichere ersetzt werden können.

Im folgenden sei uns erlaubt, noch auf einige spezielle Punkte etwas näher einzutreten. Einmal bringt die Tatsache, daß die Texte aus verschiedenen Ausgaben übernommen werden, eine gewisse Uneinheitlichkeit der Präsentation mit sich. So schreibt zum Beispiel Panvini *bailia* (26, 3⁵; 27, 52), Parducci *poria* (43, 11), während wir bei Contini in diesen Fällen nirgends einen Akzent finden (*baglia* 23, 140; *bailia* 17, 84; dafür einmal ein Trema *bailia* 5, 34. – *poria* 15, 30; *vorria* 4, 73, etc.); während Contini in der Regel reduzierte Geminaten wieder restituiert (*ter[r]ia* 13, 12; *cor[r]enti* 19, 18; etc.), verzichtet Parducci darauf (*poria* 43, 11); während Panvini nicht diphthongiertes *ǣ* nicht besonders kennzeichnet (*convene* 11, 19; *tene* 12, 25), setzt Massera einen Gravis (*stranèro* 48, 7; *convèn* 49, 24) etc. Eine gewisse glättende und vereinheitlichende Arbeit der Herausgeberin wäre hier sicher angezeigt gewesen, vor allem da diese auch vor schwerwiegenderen Eingriffen in die Vorlage nicht zurückschreckte (cf. unten). Sie kann sich allerdings darauf berufen, daß nicht einmal Contini diese Einheitlichkeit erreicht habe, vor allem in bezug auf die Restitution der reduzierten Geminaten, finden wir bei aus seiner Anthologie stammenden Texten⁶ doch ebenfalls nicht restituierte Formen, wo sich die Vereinfachung sicher durch den Kopisten und nicht durch den Dialekt des Autors (wie zum Beispiel bei Guittone d'Arezzo⁷, cf. Nr. XIII, p. 39–42) erklärt: *imagine* 15, 20; *poria* 15, 30; *hano* 17, 84;

TINIS, der 21 von 29 Texten entstammen; drei weitere werden nach PANVINI (cf. N1) wiedergegeben, während die restlichen 5 andern, in der Bibliographie erwähnten Ausgaben entnommen sind.

⁴ Cf. LA VALVA, p. VII.

⁵ Die erste Zahl gibt in der Folge die Seite bei LA VALVA, die zweite die Zeile des betreffenden Gedichts an.

⁶ Dies gilt nicht nur für den Abdruck bei LA VALVA, sondern für die Anthologie selbst.

⁷ Die Geminatenreduktion ist ein bekanntes Charakteristikum des Aretinisch-Umbrischen; cf. ROHLFS, *IGr.* I, 381; M-L, *RG* I, 458, 459. Der Herausgeber der kritischen Ausgabe, F. EGIDI (*Le rime di Guittone d'Arezzo*, Bari 1940; cf. *Contini* II, p. 822) verzichtet denn auch zu Recht auf eine Restitution der Doppelkonsonanten.

asembrare 18, 8; etc. Überhaupt ist ja die Geminatenrestitution in Texten dieser Art ein äußerst fragwürdiges Unterfangen, scheinen doch die verschiedensten Indizien dafür zu sprechen, daß wir in alter Zeit im Florentinischen wohl eine Bewahrung der Geminaten, in der übrigen Toskana jedoch eine (auf oberitalienischen Einfluß zurückgehende?) Degeminierung respektive Nichtgeminierung haben, wobei später im größten Teil des Gebiets eine mehr oder weniger vollständige Angleichung an die Sprache der Kapitale erfolgte⁸. Wenn nun schon bei bolognesischen und vor allem bei sizilianischen Texten bewußt auf eine Wiederherstellung des ursprünglich-dialektalen Gewandes verzichtet wird, so sehen wir nicht ein, warum nicht auch die in der Regel auf den Einfluß toskanischer, aber wohl nichtflorentinischer Kopisten zurückgehende Degeminierung bewahrt werden sollte, soweit sie nicht den Reim stört: ein *tutavia* (*tullavia*), *erore* (*errore*), *peccato* (*peccato*), *teria* (*terria*), *messagio* (*messaggio*) etc. scheint uns das Gesicht eines Textes weit weniger zu verfälschen als ein *sequire* für *siguri*, *amore* für *amuri* etc.

Wie gesagt, die Kritik in diesem Punkt betrifft nicht La Valva direkt, sondern in erster Linie die in der Regel die Geminaten restituierenden Herausgeber der Vorlagen, denen sie getreulich folgt. Nun wären allerdings zu dieser Übernahme noch einige Bemerkungen zu machen: während die Texte der Vorlagen nämlich sonst sorgfältig und genau wiedergegeben werden, finden sich bei den auf Panvini zurückgehenden Nummern zahlreiche Abweichungen, Inkonsistenzen und Flüchtigkeitsfehler. Wohl findet sich bei Nr. III (Giovanni di Brienne, *Donna, audite como*) die Bemerkung «con modifichie», doch ist dieser Hinweis einerseits nicht für die ebenfalls aus Panvini stammenden Nummern IV und VIII gültig, und andererseits bezieht er sich vornehmlich auf die Wiedereingliederung gewisser von Panvini eliminierter, in den Apparat verwiesener Elemente und einige Modifikationen des metrischen Schemas⁹. Die von uns beanstandeten Punkte sind jedoch anderer Art. Panvini setzt normale Korrekturen in eckige, das zweite Element der restituierten Geminaten dagegen in spitze Klammern (zum Beispiel *por<r>ia*)¹⁰, ein Vorgehen, über dessen Nützlichkeit man geteilter Meinung sein kann. La Valva folgt Panvini in diesem Punkte zumindest nicht, sondern ersetzt in der Regel die spitze durch eine eckige Klammer: *rid[d]are* 8, 38; *tut[t]ora* 8, 49; *pec[c]ato* 9, 62; *tut[t]avia* 9, 67; *tut[t]e* 9, 71; 9, 74; *madon[n]a* 9, 74; *tut[t]a* 12, 32. In einer Reihe von Fällen unterdrückt sie dagegen das Restitutionszeichen bei Panvini kurzerhand: *acomanno* 11, 2; *porria* 25, 6; 25, 17; *porraggio* 27, 54; in anderen wiederum verzichtet sie im Gegensatz zu Panvini auf eine Restitution: *dotrini* 7, 5; *tutore* 8, 23; *tulora* 8, 24; *vorra* 10, 86. Diese erstaunlichen Inkonsistenzen und Ungenauigkeiten erklären sich zum Teil vielleicht aus einem gewissen Schwanken in der Interpretation des nicht gerade üblichen Vorgehens Panvini's, sind deshalb aber keineswegs entschuldbar, vor allem schon deshalb nicht, weil der Text Panvini's in weiteren Punkten ebenfalls nicht getreu wiedergegeben wird¹¹:

⁸ CASTELLANI erbringt Formen wie *sarano*, *sarebe* etc. aus der ganzen Toskana (cf. *Nuovi testi* I, p. 114–116, 165 No. 16), und selbst einige Belege für Florenz fehlen nicht. Ob das Vulgärflorentinische die Geminatenreduktion ebenfalls gekannt hat oder ob es sich hier um Einflüsse der übrigen Toskana handelt, ist schwer zu sagen.

⁹ Cf. LA VALVA, p. 6–10; PANVINI, *op. cit.*, p. 85–88.

¹⁰ Cf. PANVINI, *op. cit.*, p. LI.

¹¹ Ich setzte die entsprechenden Formen bei PANVINI in runde Klammern.

inveri 7, 17 (*inver[i]*); *leal* 8, 21 (*le[a]l*); *ha* 8, 27 (*à*)¹²; *ch'nver* 25, 9 (*che 'nver*); *bailia* 27, 52 (*bailia*); *si* 27, 53 (*si*); *Puglia* 27, 58 (*Pugl[i]a*)¹³. Diese Ungenauigkeiten erstaunen um so mehr, als sie – wie bereits angetönt – nur auf diese eine Quelle beschränkt bleiben¹⁴.

Peter Wunderli

*

DIETER GEISSENDÖRFER: *Der Ursprung der Gorgia Toscana*. Diss. Erlangen; Neustadt-Aisch 1964, 92 p.

Außerordentlich sorgfältige Zusammenstellung und Kritik aller Zeugnisse für eine alte Aspirierung der intervokalischen Verschußlaute im Toskanischen. Der Autor untersucht zunächst den Lautstand des Etruskischen, sodann die inschriftlichen und literarischen Belege des Lateinischen und schließlich die Aspirierung in den Schreibungen des *Codice Diplomatico Longobardo*.

In einem Schlußwort faßt der Verfasser seine Ergebnisse zusammen. In sehr vorsichtigen Formulierungen (wofür ihm die Wissenschaft zu Dank verpflichtet ist) kommt er zum Schluß, daß es sich um ein sehr komplexes Gebilde handeln könnte: auf etruskischer Grundlage wäre die westeuropäische Sonorisierung aufgepfropft, in ihrer Wirkung nachhaltig verstärkt durch die Existenz von aus Verschußlauten entstandenen Reibelauten im Langobardischen. Der Romanist ist auf jeden Fall dankbar für die sorgfältige Zusammenstellung der Quellen.

Konrad Huber

*

LOUIS DUPONT, *Les pièges du vocabulaire italien*, Genève 1965, 199 p.

Der am 14. Januar 1965 verstorbene Verfasser, ehemaliger Sektionschef am Internationalen Arbeitsamt in Genf, hat im Jahre 1961 bereits eine Arbeit *Les faux amis espagnols* (Genève, 166 p.) veröffentlicht. Nun liegt eine Paralleluntersuchung fürs Italienische vor, gleich wie jene aus der Praxis für die Praxis entstanden. Unter dem italienischen Lemma sind jeweils die dem Italienischen und Französischen gemeinsamen Bedeutungen, dann die ausschließlich italienischen angeführt. Besitzt das französische Wort dem Italienischen unbekannt Bedeutungen, so folgt es als eigenes Lemma dem italienischen, beispielsweise p. 13:

«*ascia* hache. *asciare* dégrossir, équarrir.

hacher tritare, sminuzzare, trinciare; (en dessin) tratteggiare.»

Auf ein Versehen ist wohl zurückzuführen, daß dasselbe Lemma p. 24 wiederkehrt:

«*ascia* hache; doloire (de tonnelier). *asciare* dégrossier (sic); détartre (un tonneau).

hacher trinciare, frantumare; la grêle hache les vignes;

se faire hacher farsi tagliare a pezzi.»

¹² Daneben gibt LA VALVA 8, 33; 8, 40 etc. wie PANVINI *à*.

¹³ Ebenso ist das 7, 10 durch LA VALVA beigefügte *e* nicht als Emendation gekennzeichnet: *e così similmente*.

¹⁴ An Irrtümern haben wir nur noch gefunden: p. 4 muß «falconiere di Federico II nel 1140» in 1240 korrigiert werden (Friedrich II. ist erst 1194 geboren!); *Dia* 69, 23 ist in *Dio* zu verbessern.

In Fällen rein zufälliger lautlicher Ähnlichkeit sieht die Sache zum Beispiel folgendermaßen aus:

«*accodare* mettre en file attachés (des animaux); réfl. se mettre à la file, à la queue.
accouder réfl. appoggiarsi (sic) con il gomito.»

Dupont ist also rein alphabetisch vorgegangen, ohne jede Rücksicht auf wortgeschichtliche Zusammenhänge. Leider hat diese Anordnung manchmal zur Folge, daß im gleichen Alinea die heterogensten Lemmata nacheinander stehen, zum Beispiel p. 46: «*colà* (sollte *cola* sein), *cola* (sollte *colà* sein), *colare*, *colascione*, *colazione*, *colezione*, *colina*, *colino*, *colla*, *colle*, *colletta*, *colletto*, *collettore*, *collezione*, *collo*», was den Benutzer nur verwirren kann. Man hätte leicht eine bessere typographische Lösung finden können.

Einige Druckfehler – zwei wurden bereits erwähnt –, vor allem im Italienischen, sind wohl dem Umstand, daß das Buch postum erschien, zuzuschreiben, zum Beispiel p. 8: der Wörterbuchverfasser heißt Mestica, p. 22: *approccio*, p. 28: *Danubio*, p. 113: *interruttore* u. a. m.

Daß die «*faux amis*» in zwei romanischen Nachbarsprachen überaus zahlreich und hinterhältig sind, liegt auf der Hand. Deshalb ist dieses Buch von erheblichem Nutzen, auch für den Philologen. Soviel wir nachprüfen konnten, erweist sich Dupont als ausgezeichnete Kenner der italienischen Sprache. Die Schwäche seines Werkes liegt nur in der Präsentation.

C. Th. G.

*

RAPHAEL LEVY, *Trésor de la Langue des Juifs français au moyen âge*, Austin 1964, 237 p.

Gleichsam als Summa seiner jahrzehntelangen eingehenden Beschäftigung mit dem jüdenfranzösischen Wortschatz legt Raphael Levy eine auf 50 Quellen des 11. bis 14. Jahrhunderts basierende alphabetische Zusammenstellung von insgesamt 15000 Formen vor. Die äußerst verdienstvolle und nützliche Arbeit ist durchwegs von größter Sachkenntnis getragen; sie bietet zahlreiche Ergänzungen zu den allgemeinsprachlichen Wörterbüchern sowie einen wertvollen Beitrag auch in phonetischer und graphischer Hinsicht. In der Präsentation zeigt sie allerdings einige Mängel und Inkonsequenzen: so führt etwa der Verzicht auf eine Angabe der Wortkategorien (sb., vb., vb. trans. usw.) bisweilen zu unzureichend determinierten oder ungenauen Angaben: das Verbum *membre* 'sich erinnern' kommt im Altfranzösischen fast ausschließlich unpersönlich zur Verwendung (cf. T-L, AW), so daß man, um nur dieses Beispiel anzuführen, p. 152 in *menbrer* 'se rappeler, se souvenir de' sowohl einen völlig vereinzelt Beleg für intransitiven Gebrauch als auch eine ungenaue Wiedergabe von unpersönlichem *membre* erblicken kann. Angesichts der streng alphabetischen Anordnung wären wechselseitige Verweise zwischen rein formalen Varianten, wie zum Beispiel *abre* – *albre* – *arble* – *arbre* oder *aléndre* – *aliandre* – *allandre*, wünschenswert. Von Nutzen wäre zweifellos auch eine abschließende besondere Zusammenstellung der Inedita beziehungsweise Hapax legomena, Vordatierungen usw.¹

¹ Mehrere Inkonsequenzen zeigt die Art der bibliographischen Verweise: Für das REW wird einleitend (p. XIX) die Abkürzung «Meyer-Lübke» gegeben, in der Arbeit selbst finden wir aber «Rom. Etym. Wtb.» (sub *achaler*, *afrire*, *amarjer*, *ansele*, *avo-*

Der semantische Beitrag, den die Arbeit für eine spezifischere inhaltliche Bestimmung der bereits bekannten Elemente liefert, scheint uns gering, obwohl hier sicher gerade von den Glossen her manch nähere Interpretation möglich gewesen wäre. Die Definitionen beschränken sich in der Regel auf die generelle moderne Entsprechung und geben etwa die keineswegs gleichbedeutenden Wörter *uis* und *porte*, *blecier* und *navrer* in gleicher Weise durch 'porte' beziehungsweise 'blesser' wieder. Mehr um Inkonsequenz und nicht um eine bewußte Nuancierung dürfte es sich handeln, wenn Levy zum Beispiel *acervir* durch 'rompre le cou à, tuer', *aservir* hingegen mit 'briser la nuque, tuer' kommentiert, oder die beiden Bedeutungen von *apaviloner* mit 'étendre un pavillon' und 'dresser une tente'.

Trotz dieser mehr formalen Einwände möchten wir voll und ganz dem Text des Waschzettels beipflichten: «This thesaurus reflects in an original manner the culture, history, and philology of an interesting segment of medieval Europe.»

C. Th. G.

*

ALBERT HENRY, *Wallon et Wallonie, esquisse d'une histoire sémantique*, Bruxelles 1965, 48 p. (*Etudes d'histoire wallonne publiées par la Commission historique de la Fondation Charles Plisnier I*).

Der Name *Wallonie* ist jung, erscheint er doch erstmals 1844 unter der Feder von F.-Ch.-J. Grandgagnage, des Onkels des Begründers der wallonischen Philologie. Der Dichter Albert Mockel lancierte den Namen, indem er 1886 eine literarische Zeitschrift der symbolistischen Bewegung so taufte. Seither bezeichnet *Wallonie* das romanische Belgien – wenn dies auch vom streng sprachwissenschaftlichen Standpunkt aus nicht stimmt – und erhielt in der Folge als Gegensatz zu *Flandre* auch einen politischen Inhalt.

Die Bezeichnung *wallon* ist älter: als Name einer Volksgruppe erstmals beim Chronisten Jean de Haynin (zwischen 1466 und 1477) belegt, zur Bezeichnung einer Sprache jedoch bereits seit dem 12. Jahrhundert. Henry zeigt, daß in den häufig herangezogenen Stellen aus den *Gesta abbatum Trudonensium* (Saint-Trond), wo wir die Adjektive *walonicam* bzw. *gualonica* und das Adverb *gualonice* lesen, es sich um die germanische Bezeichnung des jenseits der Sprachgrenze gesprochenen romanischen Idioms handelt. Auf romanischem Boden hatte dieser Name damals wohl kaum Geltung. Der Verfasser geht mit großer Umsicht der Geschichte des dem Namen zugrunde liegenden ahd. *wal(a)h* bzw. pl. *walha* nach und erfüllt so den Wunsch Leo Weisgerbers «Die Geschichte des Wortes *wallon* ist noch zu schreiben» (cf. *Rheinische Vierteljahrsblätter* 13 [1948], 87–146). Es folgt die wechselfällige Bedeutungsgeschichte von *wallon*, das vom 16. Jahrhundert bis zum Beginn des 19. im Nordosten und Osten der *langue d'oïl* die romanische Sprache schlechthin bezeichnen konnte und erst spät die Verengerung auf seine jetzige Bedeutung erfuhr. Henry faßt (p. 45) das Ergebnis dieses wortgeschichtlichen Kabinettstückes folgendermaßen zusammen:

recion usw.) oder «Meyer-Lübke, Rom. Etym. Wtb.» (sub *anfre*). Ähnlich wird für das Werk von K. J. HOLLYMAN, *Le développement du vocabulaire féodal en France pendant le haut moyen âge*, p. XIX, die Abkürzung «Hollyman» angeführt, im Text aber, etwa sub *anor*, *anseiorir*, *barned*, unnötigerweise der volle Titel zitiert.

«L'aire géographique évoquée par le mot *wallon* est donc à l'image d'une peau de chagrin: zone en arc de cercle allant de la Lorraine à la Mer du Nord, nettement délimitée au nord et à l'est par la frontière linguistique, mais ouverte vers le sud; partie méridionale, plus ou moins variable selon les vicissitudes politiques, des Pays-Bas bourguignons, espagnols ensuite, autrichiens enfin; Belgique romane et, en même temps, pour certains spécialistes, quadrilatère «dialectal» limité grosso modo, au sud, par la Semois, et, à l'ouest, par une zone de transition selon un axe Chimay-Thuin-Tubize.

L'acception linguistique (adjectif et substantif), qui est l'acception primaire, restée d'ailleurs fondamentale, de l'adjectif *wallon*, rapidement substantivé, s'est précisée en nuances successives: langage roman de l'arc de cercle d'oïl dans la Romania du nord, et ce serait l'acception des marches d'oïl; langue «française» des Pays-Bas et de la Principauté de Liège ou, de façon peu précise, parlers régionaux romans de ce territoire, et ce serait l'acception «bourguignonne»; patois de la Belgique romane et, pour les spécialistes, variétés dialectales du «quadrilatère wallon», y compris la botte de Givet, et ce seraient les acceptions respectivement «belge» et dialectologique.

Du point de vue ethnographique (adjectif et substantif), les Wallons ont été, du quinzième au dix-huitième siècles, les gens de langue française dans les Pays-Bas et, avec les réserves signalées, dans la Principauté de Liège; à partir du dix-neuvième siècle, ils seront de plus en plus uniquement les habitants de la Wallonie.

L'acception militaire, elle, est restée vivante de la fin du quinzième siècle à la fin du dix-huitième.»

C. Th. G.

*

HANS-WILHELM KLEIN, *Phonetik und Phonologie des heutigen Französisch*, München 1963, 201 p.

Das Buch von H.-W. Klein will eine gleichzeitig praktische und wissenschaftliche Darstellung der heutigen französischen Aussprache sein. Bei aller Systematik wird nicht Vollständigkeit angestrebt. Der Schwerpunkt liegt auf dem, was Nichtfranzosen erfahrungsgemäß besondere Schwierigkeiten bereitet. Dabei ist der Autor überzeugt – und gibt dieser Überzeugung bereits im Titel Ausdruck –, daß ein wirkliches Erfassen der lautlichen Struktur des Französischen ohne Berücksichtigung der Erkenntnisse der Phonologie nicht mehr möglich ist.

Ich glaube, sein Buch beweist die Richtigkeit dieser Auffassung. Im Rahmen dessen, was es sein will, ist es ein ausgezeichnetes Buch. Auf Grund meiner eigenen Erfahrungen im Phonetikunterricht auf Hochschulebene stehe ich nicht an, dies so zu formulieren: Das Buch von H.-W. Klein bietet gerade das, was an der Hochschule angehenden Mittelschullehrern (und in unsern zürcherischen Verhältnissen weitgehend auch angehenden Sekundarlehrern) in französischer Phonetik gegeben werden muß. H.-W. Klein ist gut informiert über den Stand der Forschung, hat selbst ein feines Empfinden für die französische Aussprache und reiche Erfahrung im Unterricht, er versteht es, das Wesentliche klar darzustellen und das weniger Wesentliche nur in Fußnoten anzudeuten oder es ganz wegzulassen. Sein Buch ist nicht die Frucht eigentlicher wissenschaftlicher Forschung, aber angewandte Forschung im besten Sinn.

Freilich wird trotz aller Anerkennung im Ganzen ein aufmerksamer Leser hie und

da dem Autor die Zustimmung in gewissen Einzelheiten versagen. Einige wenige Punkte seien hier genannt: Die Definition des Phonems als des kleinsten Bedeutungsträgers einer Sprache (p. 24) kann leicht zu Mißverständnissen Anlaß geben, und die Definition des Archiphonems (*ib.*) ist in meinen Augen mißglückt. Im Schema der französischen Vokale auf p. 44 liest man ein *a*, wo ein *ə* stehen sollte. In der Auffassung, das *j* gehöre nicht zu den *consonnes allongeantes*, wird man H.-W. Klein natürlich beipflichten (p. 48/49). Dies heißt aber nicht, Wörter wie *paille* und *baille* weisen unbedingt einen kurzen Tonvokal auf. Da sie ein velares *a* haben, gilt doch bei ihnen die von Klein selbst formulierte Regel «Die Oralvokale [o], [ø] und [a] sind lang vor Konsonant» (p. 49)¹. Ich verstehe nicht, weshalb der Autor zu M. Peyrollaz' Transkription von *abrevement* als *abrœvmã* anmerkt, das Wort werde normalerweise mit langem *œ* gesprochen als *abrœ:vmã*, obwohl er selbst auf der gleichen Seite (p. 55) feststellt, «daß lange Vokale im Französischen nur in betonter Silbe vorkommen». Weiter glaube ich, daß bei der Besprechung der Vokalharmonisierung doch auch ein Hinweis darauf am Platz gewesen wäre, daß diese Erscheinung – allerdings in viel geringerem Maße – auch bei *œ* vorkommt, cf. etwa *heureux*, bei dem Klein (p. 71) allerdings nur die Aussprache *œrø* angibt, was aber nicht hindert, daß die Vokalharmonisierung aufweisende Aussprache *ørø* auch existiert². Am wenigsten befriedigt in meinen Augen der Abschnitt über die Halbkonsonanten. Da wird zum Beispiel *j* zum Teil als Halbkonsonant (etwa in *pied*) aufgefaßt, zum Teil als Konsonant (etwa in *payer*), und dies mit der Begründung: «Wenn man den Laut [j] in *pied* wegen seiner Herkunft aus einem früheren, steigenden Diphthongen zu Recht als Halbkonsonanten bezeichnet, so tut man gut daran, den auch sonst häufig auftretenden [j]-Laut mit der Schreibung *-y* etc. (*payer*), *-ill* (*fille*) und *-il* (*détail*, *appareil* etc.) als reinen Konsonanten zu betrachten, wobei es für unsere Darstellung gleichgültig ist, wie er im Einzelfalle lautlich entstanden ist.» (p. 105). Ich glaube, die Herkunft dürfte eben gerade auch in Fällen wie *pied* keine Rolle spielen. Phonetisch gesehen sind die sogenannten Halbkonsonanten, wie G. Straka kürzlich gezeigt hat³, eindeutig Konsonanten, und zwar in allen Stellungen. Das Problem ihrer phonologischen Einordnung müßte im Anschluß an den Artikel von G. Straka neu gestellt werden⁴, und es zeigt sich gerade hier in Kleins Buch, wie sich das Fehlen einer soliden theoretischen

¹ Über die Frage, ob *j* ein Konsonant ist, cf. unten.

² Bei der Transkription von *heureux*, wie schon bei derjenigen von *abrevement*, sieht man, daß Klein das französische *r* als *r* transkribiert. Da er richtigerweise als Grundlage für seine Phonetik die «prononciation en usage dans une conversation 'soignée' chez les Parisiens cultivés» (cf. p. 14) gewählt hat und daher keineswegs ein apikales *r* propagiert, wäre doch die Transkription *R* richtiger gewesen.

³ Cf. GEORGES STRAKA, *A propos de la question des semi-voyelles*, in: *ZPSK* 17 (1964), 301–323.

⁴ Bisher war ich der Auffassung, von den drei sogenannten «Halbkonsonanten» seien *w* und *y* nur kombinatorische (= vorvokalische) Varianten von *u* und *y*, währenddem *j* ein Phonem darstellte, bei dem allerdings verschiedene Neutralisierungen vorliegen. Die Opposition *j:i* wäre in der Stellung zwischen Konsonant und Vokal neutralisiert (zum Beispiel *pied*), die Opposition *j:null* zwischen *Muta cum liquida* + *i* und Vokal (*briand* = *brillant*). Angesichts von Strakas Bemerkungen über den «Aspect fonctionnel des semi-voyelles» p. 313–316 werde ich diese Auffassung überprüfen müssen, wozu aber hier selbstverständlich nicht der Ort ist.

(= phonologischen) Grundlage nachteilig auf die Darstellung auswirkt. Damit ist aber auch nochmals gesagt, daß diese Grundlage in dem von Klein postulierten Sinn wichtig ist.

Ich möchte zum Schluß betonen, daß sich diese kritischen Bemerkungen auf Einzelheiten beziehen und daß ich das Werk von Klein in dem oben genannten Sinn als ausgezeichnet betrachte. Da es seinen Platz im Französischunterricht auf Hochschulebene finden wird, möchte man nur wünschen, daß es bald auch in französischer Fassung vorliegt⁵.

G. H.

*

KRISTOFFER NYROP, *Manuel phonétique du français parlé*. Huitième édition entièrement revue par les soins de ALF LOMBARD, [Copenhague] 1963, X + 243 p.

H.-W. Kleins eben angezeigte *Phonetik* ist ein modernes Buch. Das kann man von Nyrops *Manuel* nicht sagen. Freilich hat A. Lombard in der vorliegenden 8. Auflage manches geändert und manches hinzugefügt, aber der Grundcharakter ist doch der alte geblieben. Die Zweckbestimmung ist ungefähr die gleiche wie bei Kleins Buch: Französischunterricht auf Hochschulebene. Allerdings ist das Niveau etwas tiefer angesetzt. So wird bewußt auf Hinweise auf wissenschaftliche Diskussionen und Meinungsverschiedenheiten verzichtet¹, und das Buch enthält Angaben, die sich direkt an den Anfänger richten². Daneben besteht aber eine breite Zone, in der die beiden Bücher direkt verglichen werden können. Der Vergleich fällt zuungunsten des *Manuel* aus. Hier zeigt sich die ganze Problematik der Überarbeitung eines alten Werks. Die Verdienste von Nyrops *Manuel* zur Zeit seines Erscheinens sollen nicht geschmälert werden. Aber jedes Buch altert – ein *Manuel phonétique* ganz besonders –, und man kann aus einem alten Buch einfach kein neues machen, wenn man nicht ganz grundlegende Umgestaltungen vornimmt. Und dies ist hier nicht geschehen. So ist das *Manuel* nicht *à jour*. Das beginnt im ersten Satz, wo *phonème* ohne Bedenken in der Bedeutung von 'son du langage' verwendet wird. Allerdings wird in der *Remarque finale* des 1. Kapitels (p. 14) dann darauf hingewiesen, daß die «*école dite 'phonologique'*» den Ausdruck in anderer Bedeutung verwende. Aber die Phonologie wird bewußt ferngehalten, weitgehend auch aus der von A. Lombard hinzugefügten Liste der «*ouvrages recommandés*» (p. 222–224), die dazu bestimmt sei «*à guider les travaux de séminaire, etc., et à faire connaître aux étudiants intéressés par les problèmes de phonétique d'autres méthodes, d'autres opinions*» (p. VII). Natürlich kann man Phonetik auch heute noch ohne phonologische Grundlage be-

⁵ Soeben ist eine «2. durchgesehene» Auflage (1966) erschienen. Auf p. 24 wird das Phonem vorsichtiger definiert, und die mißglückte Definition des Archiphonems ist weggelassen. – Ferner erfahre ich vom Autor, daß eine französische Übersetzung in Vorbereitung ist.

¹ Vgl. p. VII die Begründung: «... il s'agit ici d'un manuel élémentaire, s'adressant à des étudiants d'un niveau inférieur à celui où le maître doit inciter l'élève à une activité intellectuelle plus personnelle, et l'engager à peser lui-même le pour et le contre, à participer aux discussions savantes.»

² Cf. etwa die Bemerkungen in § 10 (p. 7/8) zur Stimmhaftigkeit.

treiben. Man verzichtet damit aber auf ein Ordnungsprinzip, das gerade bei einem *Manuel* wie dem vorliegenden höchst wünschbar wäre. Ein Beispiel möge dies zeigen: Was sagt das *Manuel* über die Scheidung zwischen *e* und *ɛ* in unbetonter Silbe? In § 52 findet man eine Darstellung dieses Problems. Darin wird sehr starkes Gewicht auf die Tatsache gelegt, daß es keine scharfen Scheidungen gebe, da in unbetonter Silbe das *ɛ* eine Tendenz zur Schließung, das *e* eine Tendenz zur Öffnung aufweise. Zwischen *e* und *ɛ* gebe es deshalb eine ganze Leiter von Zwischenstufen, von denen man eine zum Beispiel mit *e moyen* bezeichnet habe. Man könnte noch andere Bezeichnungen und, damit verbunden, phonetische Zeichen einführen. «Mais on peut aussi se contenter des notations [e] et [ɛ], en ajoutant qu'elles indiquent en syllabe non accentuée un degré d'aperture moins extrême que sous l'accent; quant au choix entre ces deux signes, on peut à la rigueur se laisser guider par l'orthographe. Cette solution constitue un pis-aller et risque par exemple de donner une idée exagérée de la nuance qui sépare *méd(e)cin* et *pèl(e)rin*; mais elle est commode. On écrira donc [e] dans *révèrent, résonne, pêcher, désir, été, les des, mes les, ses, ces, élever, était*, mais [ɛ] dans *aimer, révèrent, raisonne, pêcher, excès, respirer, verrait, effort, saisir*» (p. 37). In dieser Ausschließlichkeit ist die Orthographie eine sehr fragwürdige Grundlage für die Scheidung zwischen *e* und *ɛ*. Nyrop selbst hat andere ebenso wichtige Kriterien genannt: die Struktur der Silbe (offen oder geschlossen) und den Öffnungsgrad der folgenden betonten Silbe (Vokalharmonisierung). Aber diese Kriterien wendet er leider nicht richtig an, was zu Behauptungen führt wie: das vortonige *e* von *descendre, sénat, était, effort* weise den gleichen Öffnungsgrad auf wie dasjenige von *verrait* und *meilleur*. Der ganze Abschnitt bleibt reichlich verwirrend und enthält manch Fragwürdiges.

Von einer gesunden phonologischen Grundlage aus wird man die Verhältnisse wesentlich klarer darstellen können. Natürlich ist es richtig, daß in unbetonter Silbe die Opposition zwischen *e* und *ɛ* zur Neutralisation tendiert und daß daher die Realisationen der beiden Phoneme sich näher stehen als in betonter Silbe und sich zum Teil fast berühren. Die Stufe der Neutralisation ist aber noch nicht erreicht, cf. die Opposition *pêcheur : pêcheur*, und deshalb ist auch an der grundsätzlichen Scheidung in *e* und *ɛ* festzuhalten. Daß *e* und *ɛ* in vortoniger Silbe noch nicht einfach kombinatorische Varianten sind, zeigt zum Beispiel ihre Verteilung auf offene und geschlossene Silben. Die Tendenz zu einer kombinatorischen Scheidung von *e* in offener Silbe, *ɛ* in geschlossener ist zwar vorhanden, aber noch keineswegs erreicht. Die wenigen Fälle, wo *e*, neben *ɛ*, in geschlossener Silbe noch auftritt (*crénelé, décelé, céleri, élevé, médecin*, etc.), könnte man allerdings als Ausnahmen betrachten, welche die Regel nicht in Frage stellen. *ɛ* in offener Silbe tritt aber nicht etwa nur ausnahmsweise auf: cf. *derrière, perron, têtard, salpêtrière, treizième, meilleur, laideur, vaisseau, aisselle, traîneau, fraîcheur, payable, Aveyron*, etc.³. Beim Erkennen dieser Fälle stellt die Orthographie eine wesentliche Hilfe dar. Ihr eine so entscheidende Rolle

³ Es ist zuzugeben, daß bei einem Teil dieser Fälle besondere Bedingungen für die offene Aussprache verantwortlich gemacht werden können, etwa phonetische (*perron*: Wirkung des *r*) und paradigmatische (Beziehung *tête – têtard, treize – treizième, laid – laideur, frais/fraîche – fraîcheur* etc.). Solche Erklärungen reichen aber bei weitem nicht für alle hier möglichen Fälle aus, ganz abgesehen davon, daß der paradigmatische Ausgleich gar nicht immer eintritt, cf. *mètre – métrage* etc. So ist es einfach nicht möglich, *ɛ* in offener Silbe allgemein als positionsbedingt zu erklären.

zuzuschreiben, wie dies Nyrop tut, geht aber nicht an. Die Darstellung muß differenzierter sein, für das gesamte Problem von vortonigem *e* etwa so:

Unbetontes *E* ist immer offen, mit Ausnahme der folgenden vier Fälle:

1. Graphie *é* in offener Silbe⁴
2. Graphie *e* + stummes *s* bzw. *z*, *t* in offener Silbe (*descendre, chez moi, et lui*)
3. Graphie *e* + Doppelkonsonant (mit Ausnahme von *-rr-*) in offener Silbe, sofern der Vokal nicht mit einem betonten *ε* innerhalb von Konjugation oder Derivation in direkter Beziehung steht

[also: <i>essai</i>	aber: <i>perron (rr)</i>
<i>cellule</i>	<i>pellicule</i> (<i>ll</i> -Geminate, daher keine offene Silbe)
<i>effort</i>	<i>nous greffons, greffage</i> (Beziehung zu <i>greffe</i>)]
4. Jedes *ε* (unabhängig von seiner Graphie) kann unter dem Einfluß eines *e*, *i* oder *y* in der folgenden Tonsilbe zu *e* geschlossen werden (Vokalharmonisierung; Tendenz, nicht verbindliche Regel).

Ich glaube, eine solche Darstellung wäre klarer, richtiger und vollständiger als diejenige des *Manuel* in § 52⁵.

Nicht alle Fragwürdigkeiten in dem genannten Paragraphen kommen freilich daher, daß die Erkenntnisse der Phonologie nicht genutzt werden. Zum Teil handelt es sich um Fragwürdigkeiten auf rein phonetischer Ebene. Dazu rechne ich etwa die Gleichsetzung des unbetonten *e* von *était* und *verrait*. Ganz allgemein ist das *Manuel* voll von Behauptungen, die rein phonetisch nicht haltbar sind. Man kann doch wohl kaum die Dauer des betonten Vokals von *tête* und *père* einander gleichsetzen (p. 35, cf. auch p. 89/90). Man wird heute auch kaum mehr der Auffassung beipflichten, der Unterschied zwischen Vokalen und Konsonanten sei nur «une différence de degré et non une opposition tranchée» (p. 13)⁶. Schließlich kann man nur mit Klein (p. 36/37) den Kopf schütteln über die Ausführungen zu Haupt- und Nebenton, wie sie in § 137 (früher 139) dargeboten werden.

Es hat keinen Sinn, fortzufahren. Das Wesentliche dürfte klar geworden sein: Auch wenn Nyrops *Manuel* manches von seinem ursprünglichen Wert bewahrt, auch wenn A. Lombard manches gebessert hat und vor allem der von ihm hinzugefügte *Appendice I (Comment se prononcent les lettres françaises)* recht nützlich sein kann, so bleibt das Buch eben doch ein altes Buch, das in vielem nicht *à jour* ist.

G. H.

⁴ Wird die vortonige Silbe als getrenntes Wort geschrieben, fehlt der *accent aigu*: cf. *les amis, chez elle* etc.

⁵ Kleins Darstellung (p. 67–70) ist wohl in Einzelheiten anders, grundsätzlich aber gleicher Art wie die hier vorgelegte.

⁶ Cf. zum Beispiel GEORGES STRAKA, *La division des sons du langage en voyelles et consonnes peut-elle être justifiée?*, in: *TLL* 1 (1963), 17–99.